

Schöne neue Kunstwelt

Gabriele Spiller über das Geschäft mit der Kreativität

Vor fünf Jahren wurde der Begriff der vierten industriellen Revolution erstmals bei der Hannover-Messe präsentiert. Man erwartete, dass nach der Einführung mechanischer Produktionsanlagen mithilfe von Wasser und Dampfkraft (mechanischer Webstuhl, 1794), elektrischer Energie (Fließband, 1870), Elektronik und IT (Speicherprogrammierbare Steuerung, 1969) bald die Stunde der cyber-physikalischen Systeme schlägt. Das Internet der Dinge ist uns schon in Form von „intelligenten Stromnetzen“ und mitdenkenden Kühlschränken vorgestellt worden. Und wenn man genauer hinschaut, hält diese Industrie 4.0 bereits in die Kunstproduktion Einzug.

Ein Beispiel: Tobias Rehberger fiel 2009 mit seinem Cafeteria-Design im zentralen Biennale-Pavillon in Venedig auf. Ein Goldener Löwe als bester Künstler war der Lohn. Für Kunstliebhaber läge nahe, seine verschobenen Streifenmuster auch im eigenen Wohnzimmer anzubringen. Mit seinem Team macht Rehberger ja auch nichts anderes, als die „Dazzle“-Tapeten aus leistungsstarker Hardware zu plotten und in der Frankfurter Schirn, in Münster und Baden-Baden anzubringen. Auf einem

USB-Stick würde man seinen originalen „Rehberger“ erwerben. Eine weitere denkbare Anwendung ist die eigene Produktion einer bestellten Skulptur aus einem 3D-Drucker – und sei es am anderen Ende der Welt. Der Künstler bräuchte nur den erforderlichen Bau-Code digital zu übermitteln. Transporteure, Versicherungen und Zollfreilager wären ausgehebelt. Und schon stellt sich die Rechtfrage.

Denn das Kunstwerk müsste über ein sicheres digitales Wasserzeichen verfügen, das Raubkopien verhindert oder zumindest kenntlich macht. In einem Archiv, einer zentralen, sicherlich cloud-basierten Datenbank, würde die Provenienz des Werks verzeichnet werden; auch zum Schutz späterer Käufer. Und der Zahlungsfluss könnte in einer Kryptowährung erfolgen. Die bekannteste, Bitcoins, wird heute schon als privates Zahlungsmittel am Zentralbankgeld vorbei gehandelt. Wem das alles zu futuristisch klingt, der sollte sich vor Augen halten, dass Industrie 4.0 zu den Kernthemen der Digitalen Agenda der deutschen Bundesregierung zählt.

Deshalb kommt die von Christiane zu Salm und der Frankfurter Buchmesse ins Leben gerufene Messe-Konferenz

„THE ARTS+“ vielleicht gerade zur rechten Zeit. Auf 2000 Quadratmetern und vor allem an einem referatsgeladenen, von Elisabeth Stangl kuratierten Konferenztag zeigen sie am 19. Oktober, wo zukünftig das „Business of Creativity“ gemacht werden soll. Die Liste der Sprecher ist überaus vielfältig: Neben dem erwähnten Tobias Rehberger äußert sich der Künstler Joachim Sauter, der vom Centre Pompidou in Paris bis zum Getty Center in Los Angeles weltweit mit medialen Skulpturen und Installationen in Erscheinung getreten ist. Seine Arbeiten sind häufig kinetisch angelegt, nehmen die Architektur auf und wirken im Raum. Er diskutiert, wo der „genetische Code“ eines Künstlers in Zeiten von Crowdsourcing („die Weisheit der Vielen“), Maschinen-design und der Interaktion mit dem Kunden bleibt.

Denn anhand der Musik- und Filmindustrie sieht man schnell, wie die Digitalisierung einen Markt verändert. Es gibt Verlierer, deren Geschäftsmodell nicht mehr greift (Vinylschallplatten), und es gibt Gewinner, die neue Angebote gestalten und Bedürfnisse wecken (ortsungebundene und selbst selektionierte Musik). Spannender ist



Oliver Laric: „Kopienkritik“, Skulpturenhalle Basel

Foto: Gunnar Meier

allerdings, was in den Nischen passiert: Künstler, die via YouTube einen Hit platzieren, der die Öffentlichkeit sonst nie erreicht hätte. Austausch mit der Zielgruppe. Und der Zugriff auf künstlerische Elemente, die kreativ verknüpft werden (Sampling, Mash-ups). Es entstehen neue Werke, um deren Urheberrechte man sich manchmal prügelt. Zu weiten Teilen hat die Musikindustrie jedoch resigniert, und Raubkopien machen ungeniert die Runde.

Der ebenfalls eingeladene Österreicher Oliver Laric setzt sich seit Jahren mit der Kopie als Kunstform auseinander (zum Beispiel „Kopienkritik“ in der Skulpturenhalle Basel) und betrachtet das Kopieren als kulturelhaltend. „Wäre die Mona Lisa nicht so oft für

alles Mögliche verwendet worden, wäre sie nicht so bekannt“, erklärt er. Auch für seine Werke, beispielsweise Paraphrasen der Florentiner David-Statue, gelte dann, dass die Reproduktion die Aura der Skulptur noch verstärke. Ein Stilmittel, auf das schon Andy Warhol zurückgegriffen hat, und das mit der Digitalisierung jedem Computerbesitzer zur Verfügung steht.

Austausch und Re-Interpretation sind symptomatisch für die „Sharing Economy“ des 21. Jahrhunderts, in der einige den Begriff des geistigen Eigentums gar nicht mehr zu kennen scheinen. Gesellschaftliche Teilhabe an Kunst und Kultur wird gefordert – es gibt viele, die daran mitverdienen wollen. Aber wer zahlt die Rechnung?